

Carl-Ludwig Reichert: Folk

Carl-Ludwig Reichert wurde 1946 in Ingolstadt geboren. Der Sänger und Gitarrist wurde als Musiker bekannt mit der bayerischen Folkrockband „Sparifankal“. Heute arbeitet er als Radiomoderator und Schriftsteller und ist Mitglied der Band „Wuide Wachl“.

Vielleicht sollten über so definitionsresistente Musik-Genres wie „Folk“ überhaupt keine Bücher geschrieben werden. Weder von Wissenschaftlern noch von Musikern. Von Wissenschaftlern nicht, weil sie in ihrem Erkenntnisinteresse nach philologisch tragfähigen Definitionen nicht ohne einschränkende Kategorisierungen und objektivierende Verkürzungen auskommen und somit zur Entvitalisierung des Untersuchungsgegenstandes beitragen. Und von Musikern nicht, weil das eigene musikalische Herzblut eine literarische objektiv-enzyklopädische Behandlung des Sujets verunmöglicht.

Dieser Definitionsresistenz ist sich auch Reichert bewusst, indem er gleich zu Beginn eine Chronologie des grandiosen Scheiterns anführt, wenn es darum geht, eindeutig zu bestimmen, was ein Folksong ist. Vielleicht sollte man sich mit der Aussage Big Bill Broonzys bescheiden, der auf die Frage, ob der Blues, den er da singe, ein Folksong sei, erwiderte: „Das muss er wohl, ich hab nie gehört, dass ihn ein Pferd gesungen hätte.“ Reichert bescheidet sich nicht – und reiht sich ein in die Reihe der Scheiternden.

Zunächst muss man konstatieren, dass der Titel „Folk“ schlichtweg Etikettenschwindel ist. Der Autor konzentriert sich auf die Länder USA, England, Schottland, Irland und Deutschland. Wobei sein Fokus eindeutig auf der US-amerikanischen Musik liegt. Er weiß wohl, dass das sogenannte amerikanische Folk-Revival im 20. Jahrhundert sehr wohl auch auf Einflüsse europäischer Einwanderer zurückgeht, verfolgt aber diese Spur nicht weiter. Was bleibt, ist vor allem der Blues. Und da kennt Reichert sich aus.

Authentisch muss es sein, und das scheint bei Reichert in erster Linie zu heißen: antikommerziell. So wird von der amerikanischen „Folk Music“ so ziemlich alles niedergebügelt, was in Europa über einige eingeweihte Kreise hinaus bekannt wurde. Doch es gibt auch Ausnahmen: So verfallen z. B. weder Bob Dylan noch Joan Baez seinem Verdikt. Auch über Peter, Paul and Mary wird nicht endgültig der Stab gebrochen, sei doch ihr gesellschaftspolitisches Engagement aller Ehren wert. Ich hätte gerne erfahren, was Reichert über Johnny Cash denkt. Doch der kommt in seiner Betrachtung als Musiker gar nicht vor.

So bleibt Reicherts eigener Begriff von Folk letztlich undurchsichtig subjektiv, wenn er Pete Seeger in seinen Verdiensten als einen der Väter des Folk-Revivals zwar durchaus würdigt, ihm andererseits aber auch Dogmatismus und Unverständnis gegenüber einer Weiterentwicklung des Folk vorwirft. Und wenn es darum geht, was als diese Weiterentwicklung anzusehen ist – da wird Reichert selbst dogmatisch. Zentrales Kriterium für ihn ist

die Resistenz gegen Kommerzialisierung, ein in erster Linie politisch-ökonomisches Kriterium, das er auf musikalische und soziologische Determinanten zurückzuführen sucht.

Als Reichert nach knapp der Hälfte seines Buches den Blick auf die britischen Inseln und Irland richtet, wird es zunehmend verwirrend. Besteht der englische ernst zu nehmende Folk denn wirklich nur aus „Pentangle“, „Fairport Convention“, „Steeleye Span“ und den mit leichter Hand als etwas seicht abgetanen Donovan und Ralph McTell? Da muss es doch noch mehr gegeben haben. Mit seiner Fokussierung auf den sogenannten Folk Rock, die er indirekt als ihrer Zeit gemäße progressive Variante des Folk begründet, verlässt Reichert endgültig eine zumindest versuchsweise objektivierende Analyse. Hier werden die persönlichen Vorlieben endgültig dominant. Und eine Darstellung des zeitgenössischen Scottish Folk zu unternehmen, ohne Dick Gaughan und Brian McNeill auch nur zu erwähnen, lässt sich auch mit Reicherts politisch motiviertem Ansatz nicht mehr in Einklang bringen. Über sein im Untertitel „Irish Folk im Schnelldurchlauf“ genanntes Präsentations-Fragment muss hier nicht näher eingegangen werden. Da findet der geneigte Leser woanders Substanzielleres.

Richtig zur Hochform läuft Reichert wieder auf, wenn er sich unseren Ländern zuwendet. Und hier ist er auch wieder der profunde Kenner, den wir schon zu Beginn des Buches kennengelernt haben. Ausgehend von den Herren Bürger und Herder und den anschließenden romantischen Volksliedsammlungen im 18. Jahrhundert, bringt er uns die Ambivalenz des Wortbestandteils „Volks-“ historisch nah. Die Indienstnahme des Volksliedes durch den Nationalsozialismus und seine Transformation zum völkischen Lied lasten als schwere Hypothek auf der Nachkriegsgeschichte des deutschen Folk. Erst mit der Burg-Waldeck-Bewegung (Hein und Oss Kröher, Peter Rohland) im Westen und der Liedsammlung von Wolfgang Steinitz im Osten wurden die demokratischen Potenziale des Volksliedes wieder erkannt und freigelegt. Als Pioniere können hier die sogenannten Liedermacher gelten. Im Gegensatz zum Singer/Songwriter angloamerikanischer Prägung sahen die ihr Vorbild hauptsächlich im französischen Chanson.

Reichert zeichnet die Entwicklung des deutschen Folk gut nachvollziehbar: Durch Einflüsse der Rockmusik und des „American Folk“ verloren sich die französischen Anfänge immer mehr. Mit der Popularitätswelle des Irish Folk fand eine weitere Modifikation statt. Gruppen wie „Liederjan“ hatten ihre Anfänge als Irish-Folk-Band (was Reichert allerdings nicht erwähnt).

Gegenwärtig ist die deutsche Folk Music vor allem durch zwei Dinge gefährdet: Zum einen sind die Übergänge zur volkstümlichen Musik à la Musikanterstadl mitunter fließend; zum anderen besteht die Gefahr der Instrumentalisierung durch NPD-Rattenfänger, wie die sogenannte Schulhof-CD eindringlich vor Augen führt. Dass hier die Forderung nach einer höheren Quote des deutschsprachigen Liedes in Rundfunk und Fernsehen, wie sie Grönemeyer und andere fordern, der demokratischen Kultur einen Bärendienst erweisen könnte, wird vor diesem Hintergrund deutlich. Wenn Rei-

chert verstärkt demokratische Initiativen von unten als Gegenmodell zu Medienkampagnen und Events wie „Deutschland sucht den Superstar“ fordert, kann ihm hier nur zugestimmt werden. Wenn er diese aber seinerseits wieder an Bedingungen knüpft – so seien seiner Meinung nach „Negermusik“ wie Blues, Jazz und Rock sowie Mundartliches vor neonazistischer Vereinnahmung sicher –, so erscheint mir dies zumindest fragwürdig. Abgesehen von dieser unbewiesenen Immunität scheint hier mal wieder einer (auch elitären) Gettomentalität Vorschub geleistet zu werden, die den gut gemeinten Ansatz von vornherein hintertreibt.

Carl-Ludwig Reicherts „Folk“ ist ein Buch, das mitunter interessante Aha-Erlebnisse beschert. Wer eine Enzyklopädie des Folk erwartet, wird schon aufgrund des Umfanges zu anderem greifen. Wer Anekdotisches aus der Schlüssellochperspektive erwartet, ist bei Biografien und Bandmonografien besser aufgehoben. Was Reichert leistet, ist mitunter von Frust und Wut getragener Insider-Blick, der durchaus zu weiterem Nachdenken anregen kann. Kleine inhaltliche Ausrutscher – so wird die englische Gruppe „Blowzabella“ nach Irland transloziert – und Widersprüche – mit Jazz aufgepeppelter Folk wird abgelehnt, die Gruppe „Pentangle“, die Folk zumindest mit einer „jazzy“ Note versehen, aber als progressives Beispiel präsentiert; zum einen auf einer gewissen Virtuosität des Folkmusikers bestanden, die komplexen Instrumentalarrangements von „Planxty“ dagegen als hoch kompliziert mit einem leicht negativen Beiton versehen – seien dem Autor verziehen. Carl-Ludwig Reicherts „Folk“ kann sicherlich nicht erklären, was Folk letztendlich ausmacht. Das kann die Musik selbst immer noch am besten. Und das weiß der Musiker Reichert auch.

Carl-Ludwig Reichert: Folk. Originalausgabe. München 2008. 259 Seiten. Deutscher Taschenbuch Verlag. € 14,90